

Die Krankheit Dostojewskis

Autor(en): **Schweisheimer, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **24 (1921-1922)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748928>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE KRANKHEIT DOSTOJEWSKIS

Genie und Charakter, Genie und Krankheit, Genie und normales Denken, — so viel Worte, so viele Probleme seit ältester Zeit, da die Menschheit begann, sich über Wege und Abwege ihres Geisteslebens Rechenschaft abzulegen. Es ist immer schwierig und in gewissem Sinn ein Wagnis, die Krankheitsgeschichte bedeutender Menschen zu verfolgen, sei es vom rein medizinischen, sei es vom psychologischen Standpunkt aus. Das Streben, die Grenzen des Krankhaften und des „Normalen“ festzulegen, logisch zu ergründen, wieweit krankhafter Untergrund erst jene Äußerungen des Menschengestes mit sich bringt, die der „normale“ Verstand als genial auffasst, führt leicht zu Trugschlüssen und Überheblichkeiten. Es werden nur Äußerlichkeiten erfasst, die manches erklären können, manche Einzelheiten der folgerichtigen Einordnung in den Ablauf normaler Verstandestätigkeit näher bringen können, aber das *Wesen* des Genies wird damit noch nicht erkannt, der Kern jener Eigenschaften und Fähigkeiten, um derentwillen wir einen Menschen wohl als „begnadet“ bezeichnen, und die Goethe den „dämonischen Geist“ nannte, der das Genie in der Gewalt hat, so dass es ausführen muss, was jener gebet.

Dostojewski litt, wie aus seinen eigenen Schilderungen und aus den Berichten seiner Freunde und Bekannten hervorgeht, an Fallsucht, an *Epilepsie*. Es wäre falsch und überheblich, die Grundlagen seines genialen Wesens mit solchen Störungen im Nervensystem in Verbindung zu bringen, — überheblich, weil dem heutigen Stand des Wissens der Einblick in etwaige Zusammenhänge verschlossen ist, — es wäre unzulässig, aus engem Gesichtsfeld des medizinischen Betrachters die rätselhaften Dinge geistigen Lebens zu betrachten. Das medizinische Rüstzeug der Erkenntnis bildet nur *ein* Mittel zur Erfassung des nicht einseitig Erklärbaren. Aber doch erklärt das Wissen von der epileptischen Veranlagung Dostojewskis manches sonst unverständlich Sensible in seinen Werken, und lässt begreifen, dass er in der Lage war, verschiedentlich Epileptikertypen (z. B. Fürst Mischkin im *Idioten*) in einer sonst unbekanntem Richtigkeit und Eindringlichkeit zu schildern.

Mit Sicherheit scheint die Frage, ob es sich bei den Anfällen des Dichters um genuine Epilepsie, was wahrscheinlich ist, oder

um hysterische Anfälle handelt, noch nicht geklärt. Die Anlage zu derartigen nervösen Affektionen steckte schon immer in ihm. Seine hochgradige nervöse Sensibilität und Reizbarkeit war seiner Umgebung wohl bekannt. Als Kind fürchtete er die Dunkelheit; das hängt vielleicht auch damit zusammen, dass die Amme Lukerja ihm und seinen Geschwistern in der Dunkelheit oft schrecken-erregende Geschichten erzählte. Sein jüngerer Bruder Andrei Michailowitsch gibt von diesen Szenen eine anschauliche Schilderung. Er selbst hat die Schreckenzustände bei Nacht nie verloren. Er nannte das auftretende Gefühl den „mystischen Schrecken“ und sagt darüber: „Sowie die Dämmerung eintrat, verfiel ich allmählich in den Seelenzustand, der sich meiner des Nachts so oft bemächtigt, seit ich krank bin, und den ich den mystischen Schrecken nenne. Es ist eine zermalmende Angst vor etwas, was ich nicht erklären und mir nicht einmal vorstellen kann, was noch nicht leibhaftig besteht, sich aber vielleicht plötzlich, in diesem Augenblicke verwirklichen, erscheinen und sich vor mir aufbäumen wird, wie eine unerbittliche, grässliche, unförmliche Tatsache.“

Nach der Schilderung von Bekannten wirkte Dostojewski niemals jung, auch in den Zwanzigerjahren nicht, weil er immer kränklich aussah. Seine Schweigsamkeit, ja Verslossenheit, unterstützte diesen Eindruck, wenn auch andererseits in der Rede ein erschütterndes Pathos zum Ausdruck kam. Jastrshemski schildert: „er war still, bescheiden, anscheinend ein sehr angenehmer und liebenswerter junger Mann. Seinem Gesicht sah man Kränklichkeit an. Er sprach wenig und immer leise.“

Wann und wodurch die Epilepsie eigentlich zum Ausbruch gekommen ist, lässt sich nicht sagen. Sicher spielte das harte Schicksal des politischen Gefangenen, das ihn über Haft, Verurteilung zum Tode, nach Sibirien und ins Zuchthaus brachte, eine große Rolle. Schon die Untersuchungshaft in der Peter-Paulsfestung mit ihrer für einen denkenden Menschen grauenvollen Einförmigkeit führte bei ihm bald zu hochgradiger Nervenzerrüttung. Sein gleichfalls, aber versehentlich, verhafteter Bruder Andrei beschreibt das vollkommene Nichtstun, das zur Verzweiflung brachte. Kein Schreibpapier, keine Bücher. Die einzige Zerstreuung bestand darin, dass sich die Tür der Kasematte fünfmal am Tage öffnete: um sieben Uhr morgens, wenn das Waschwasser gebracht und auf-

geräumt wurde, um zehn Uhr, wenn der Kommandant seinen Rundgang machte, um zwölf Uhr, wenn das Essen kam, um sieben Uhr abends, wenn das Abendbrot gebracht wurde, und schließlich wenn es dunkel wurde, um das Tranlämpchen aufs Fenster zu stellen.

Unter dem Einfluss der Haft und der mit ihr verknüpften Einsamkeit schritt die Nervenzerrüttung Dostojewskis rasch fort. Der Schlaf wird schlecht, von krankhaften Träumen gequält. Er hat oft das Gefühl, als ob der Fußboden unter ihm schwanke, und fühlt sich infolgedessen wie in einer Dampferkajüte. In einem Brief vom 14. September 1849 dankt er seinem Bruder Michail, der auch verhaftet gewesen, inzwischen aber aus der Haft wieder entlassen war und ihm Bücher zugeschickt hatte: „Die geben mir doch wenigstens Zerstreuung. Seit fast fünf Monaten lebe ich ausschließlich von meinen eigenen Mitteln, d. h. von meinem Kopf allein und sonst von nichts. Diese Maschine ist vorläufig noch im Gange. Es ist übrigens unsagbar schwer, nur zu denken, ewig zu denken, ohne alle äußeren Eindrücke, die die Seele erfrischen und nähren! Ich lebe gleichsam unter einer hermetisch abschließenden Glocke, aus der die Luft herausgepumpt wird. Mein ganzes Wesen hat sich im Kopfe konzentriert und ist aus dem Kopfe in die Gedanken geflüchtet, obwohl die Gedankenarbeit von Tag zu Tag größer wird.“

Von den mit Dostojewski gleichzeitig Verhafteten wurden mehrere geistesgestört; sie kamen zum Teil in Irrenanstalten, zum Teil, wie bei Desbut, trat nur eine vorübergehende geistige, — nicht näher geschilderte —, Umnachtung ein. Dostojewski fand sich im übrigen mit Geduld in die Zwangslage, auch die Verlesung des Todesurteils über ihn, sein Anbinden an den Pfahl zur Vollstreckung des Urteils und die im letzten Augenblick eintretende Begnadigung zur Deportation nach Sibirien nahm er mit völliger Fassung auf. Er bezeichnete diese äußere Katastrophe später sogar oft als eine günstige Wendung in seinem Leben. Eine vorher bestehende Hypochondrie, die ihn alle möglichen Krankheiten in sich vermuten und sich ständig behandeln ließ, verlor sich dadurch. Schon früher hatte er nach dem Bericht seines Bruders Andrei oft vor dem Einschlafen einen Zettel hingelegt, auf den er geschrieben hatte: „Heute kann ich in lethargischen Schlaf verfallen, darum — mich nicht vor so und so viel Tagen beerdigen“.

Auf jeden Fall wirkte die ganze Leidenszeit auch später im Zuchthaus sehr ungünstig auf Dostojewskis nervöses Befinden ein. Es wurde die Vermutung ausgesprochen, dass der Ausbruch der Epilepsie mit einer erlittenen körperlichen Züchtigung (Schläge mit Ruten) während der Zuchthauszeit in Zusammenhang stehe, dass es sich also um eine traumatische Epilepsie handle. Ein Anhaltspunkt für diese Auffassung ist aber nicht gegeben. Dostojewski, der sich beispielsweise dem Arzt Janowski, seinem Bruder Michail und in Genf dem Priester Petroff gegenüber ausführlich über seine Gefangenenszeit aussprach, berichtete niemals von derartigen Vorkommnissen. Die in den Ausführungen Orest Millers über Dostojewskis Lebensgeschichte geäußerte Ansicht trifft vermutlich das Richtige. Darnach dürften sich die über das erste Auftreten und die Entwicklung der Krankheit vielfach widersprechenden Aussagen dahin zusammenfassen lassen, dass die Anfälle zwar schon vor der Verbannung auftraten, jedoch von ihm selbst nicht als Epilepsie erkannt wurden; in Sibirien aber hat sich die Krankheit endgültig entwickelt, bis Dostojewski schließlich ein Zweifel an ihrem wahren Charakter nicht mehr möglich war. Der Annahme einer auslösenden oder veranlassenden körperlichen Züchtigung bedarf es jedenfalls nicht.

In Birnbaums verdienstvollen *Psychopathologischen Dokumenten* finden sich verschiedene Zeugnisse von Bekannten Dostojewskis, die das Bild einer genuinen Epilepsie in ziemlicher Deutlichkeit erstehen lassen. So berichtet die Mathematikerin Sonja Kowalewsky in ihren Kindheitserinnerungen von den epileptischen Anfällen Dostojewskis, wie er selbst sie ihr berichtet hatte. Sie schreibt unter anderem: „Wir Schwestern wussten, dass Dostojewski an epileptischen Krämpfen litt, aber diese Krankheit war in unseren Augen von solch mystischem Grauen umgeben, dass wir nicht einmal die entfernteste Anspielung darauf wagten. Um so größer war daher unsere Überraschung, als er eines Tages selbst davon anfang und erzählte, unter welchen Umständen er seinen ersten Anfall bekommen hatte.“

Es geschah, nachdem er bereits die Gefängnisjahre hinter sich hatte und irgendwo in Sibirien als Kolonist lebte. Er litt fürchterlich unter der Einsamkeit, denn es vergingen manchmal Monate, ohne dass er ein menschliches Wesen sah, mit dem sich ein ver-

nünftiges Wort reden ließ. Plötzlich bekam er ganz unverhofft Besuch von einem seiner früheren Kameraden; es war gerade die Osternacht, aber die Freude über das unerwartete Wiedersehen ließ sie beide das Fest vergessen, und sie saßen plaudernd die ganze Nacht hindurch, ohne müde zu werden, ohne das Verrinnen der Zeit zu merken, und berauschten sich an ihren eigenen Worten. Sie sprachen über das, was ihnen beiden das Liebste war, über Literatur, Kunst und Philosophie und kamen schließlich auf die Religion. Dostojewskis Freund war Atheist, er selber gläubiger Christ, und beide waren von der Richtigkeit ihrer Anschauungen fest überzeugt.

„Es gibt einen Gott, ja, es gibt einen!“ brach endlich Dostojewski leidenschaftlich aus.

In demselben Augenblick erklangen in der nahegelegenen Kirche die Osterglocken zur Frühmesse, „und ich fühlte“, so erzählte Fedor Michailowitsch (Dostojewski), „wie der Himmel gleichsam zu mir herniederstieg und mich verschlang. Ich nahm die Gottheit buchstäblich in mich auf und fühlte mich von ihr durchdrungen. „Ja, es gibt einen Gott!“ rief ich aus, *dann verlor ich das Bewusstsein.*“

„Ihr gesunden Menschen“, fuhr er fort, „könnt euch die Seligkeit gar nicht vorstellen, die wir Epileptiker in dem Augenblick vor dem Anfall empfinden. Mohammed versichert uns in seinem Koran, er sei im Paradiese gewesen, und alle superklugen Narren halten ihn deswegen für einen Lügner und Betrüger. Aber nein, er hat nicht gelogen! Er ist wirklich im Paradiese gewesen, und zwar während der Krampfanfälle, an denen er litt, ebenso wie ich.“

„Ob diese Seligkeit Sekunden dauert oder Stunden oder Monate, könnte ich nicht sagen, aber glauben Sie mir, nicht für alles Glück, was das Leben bieten kann, möchte ich sie eintauschen.“

Dostojewski sprach diese letzten Worte in einem ihm eigentümlichen, leidenschaftlichen Flüsterton, wir Schwestern saßen wie verzaubert von der magnetischen Kraft seiner Worte. Plötzlich kam uns beiden derselbe Gedanke. „Gewiss wird er jetzt einen Anfall bekommen!“ Sein Mund war krampfhaft verzerrt, und es zuckte in seinem ganzen Gesicht.

Dostojewski musste wohl diese Befürchtungen in den Augen seiner Zuhörerinnen lesen, denn er brach plötzlich ab, strich sich

über das Gesicht und lächelte: ‚Fürchten Sie nichts!‘, sagte er, ‚ich weiß es immer im voraus, wenn ich einen Anfall bekomme‘. Wir Mädchen waren verlegen und beschämt darüber, dass wir unseren Gedanken so deutlich Ausdruck gegeben hatten und wussten nicht, was wir sagen sollten. Bald darauf verabschiedete sich auch Dostojewski, aber am nächsten Tage erzählte er uns, dass er während der Nacht in der Tat einen Anfall gehabt habe.“

Nach dieser Schilderung ist der erste, wenigstens der erste bewusst als solcher erkannte derartige Anfall erst in Sibirien aufgetreten. Birnbaum, für den die Epilepsie Dostojewskis zweifellos ist, weist bei dieser Schilderung auf die charakteristische Kennzeichnung der den Anfall einleitenden Erscheinungen, der „psychischen Aura“, hin: das abnorme Erleben eines ungeahnt beseligenden Glücksgefühls, das Dostojewski selbst in engste Verbindung mit gewissen religiösen Vorstellungen bringt.

Gleichfalls bei Birnbaum findet sich eine Schilderung Solowjews, aus der die vornehmlich nach den Anfällen auftretende erhöhte Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Dichters hervorgeht. Solowjew schildert das in folgenden Worten: „Er war manchmal unausstehlich, sein Nervensystem war so erschüttert, dass er in seiner Reizbarkeit und Absonderlichkeit ganz unzurechnungsfähig erschien. Er kam herein wie eine schwarze Wolke, oft vergaß er sogar zu grüßen und schien geradezu eine Gelegenheit zu suchen, um Streit zu beginnen. In allem, was man ihm gegenüber tat, erblickte er eine Beleidigung, die Absicht, ihn zu kränken und zu erregen. Man musste ihn allmählich auf eines seiner Lieblingsthemen bringen. Dann fing er sogleich an zu sprechen, sich zu begeistern. Nach einer Stunde schon war er bester Laune, nur das totenbleiche Gesicht, die glänzenden Augen und der schwere Atem ließen den krankhaften Zustand, in dem er sich befand, erkennen.“

Ein hemmender Einfluss der Anfälle auf Dostojewskis Arbeiten machte sich, wenn auch nur vorübergehend, geltend. So schreibt er im Jahre 1867 an Apollon Maikow: „Von meiner Arbeit schreibe ich Ihnen nichts, denn ich kann darüber noch gar nichts sagen. Nur das eine: Ich muss angestrengt, sehr angestrengt arbeiten. Die Anfälle nehmen mir inzwischen meine letzten Kräfte, und nach jedem Anfall kann ich mindestens vier Tage lang meine Gedanken nicht sammeln. Und dabei ist der Roman meine einzige Rettung.“

Das Unangenehmste ist, dass der Roman unbedingt sehr gut geraten muss. Nicht anders! Dies ist sine qua non. Wie kann er mir aber gut geraten, wenn alle meine Fähigkeiten durch die Krankheit völlig gelähmt sind!“ Solche Schaffenshemmungen und die aus ihnen resultierenden Depressionszustände schwanden aber meistens rasch wieder.

Die Kenntnis derartiger Tatsachen ist nicht nur für die Erfassung der Persönlichkeit des großen russischen Dichters von Bedeutung, sondern sie lässt manche Eigentümlichkeiten seiner Werke besser verstehen. Man darf aber keinen Augenblick bei der Betrachtung derartiger nervöser Störungen vergessen, dass sie wohl Licht in ein unbekanntes Dunkel werfen, dass sie aber trotzdem keine Möglichkeit bieten, zu erkennen, was in diesem Dunkel verborgen ist. Das *Wesen* eines Zusammenhanges zwischen Genie und beobachtbaren nervösen Störungen leuchtet hier nicht auf. Jeder, der sich bemüht, hier vielleicht vorliegende Zusammenhänge zu erkennen, wird sich nur vor Irrtum schützen können, wenn er sich jeden Augenblicks bewusst bleibt, wie schwer die Frage zu beantworten ist: wo ist die Grenze? wo ist ein sicheres Urteil möglich? besteht hier ursächlicher Zusammenhang oder nur Zusammentreffen zweier vielleicht aus gleicher Quelle entspringenden Geschehen? Genaue Grenzen zwischen „Normalem“ und „Krankhaftem“ sind nicht vorhanden, eines geht ins andere über, die Konturen verwischen sich. Erkennbar sind nur Extreme. Die Hauptschwierigkeit liegt aber immer darin, dass der Urteilende mit demselben Material arbeiten muss, das er zu beurteilen hat: dem menschlichen Verstand. Diese Tatsache lässt eine endgültige objektive Erkennung von vornherein nicht zu.

MÜNCHEN

W. SCHWEISHEIMER



Du hast lange Weile? Musst nach Unterhaltung jagen? — Hast du denn an dir gar keine Gesellschaft? Kannst du dich gar nicht in zwei spalten und hat, wenn du es kannst, der Eine dem Andern gar nichts zu sagen?

Fr. Th. Vischer: *Auch Einer*.

